

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres, 17.11.2019

Evangelische Universitätskirche Münster

Gottesdienst mit Feier des Hl. Abendmahls

Predigttext: Hiob 14, 1-6.13.15-17

Pfarrerin Dr. Friederike Rüter

Liebe Gemeinde,

„Hiob

O du Windrose der Qualen!
Von Urzeitstürmen
in immer andere Richtungen der Unwetter gerissen;
noch dein Süden heißt Einsamkeit.
Wo du stehst, ist der Nabel der Schmerzen.

Deine Augen sind tief in deinen Schädel gesunken

...

Deine Stimme ist stumm geworden,
denn sie hat zuviel *Warum* gefragt.“

So dichtet Nelly Sachs in ihrem schwedischen Exil. Im Mai 1940 flieht sie mit ihrer Mutter aus Berlin vor der Verfolgung des nationalsozialistischen Terrors. „Für ihre hervorragenden Werke, die das Schicksal Israels mit ergreifender Deutlichkeit interpretieren“ erhält sie 1966 den Nobelpreis für Literatur. Im Gedichtband „Sternenverdunklung“ erscheint dieses Gedicht, das sie mit „Hiob“ überschreibt, zusammen mit Lyrik zu den Erzvätern, Königen und Propheten des ersten Testaments, im sogenannten Israel-Zyklus.

Für tiefes, sinnloses Leiden, für Schmerz, für Kummer steht sein Name: Hiob. In der Einsamkeit, unter körperlichen und seelischen Qualen, allen Besitzes, aller Kraft und aller Zukunft entblößt, hält Hiob Stand. Viele würden in solch einer Situation wortlos. Hiob jedoch verstummt nicht. Sein Warum verhallt, nicht aber seine Stimme.

„O du Windrose der Qualen!
Von Urzeitstürmen
in immer andere Richtungen der Unwetter gerissen;
noch dein Süden heißt Einsamkeit.
Wo du stehst, ist der Nabel der Schmerzen.“

„Hiob“ ist mehr als eine Überschrift. Es ist eine Anrede. Nelly Sachs spricht Hiob an. Sie beginnt ein Gespräch mit dem biblischen Hiob. Sie nimmt sein Leiden wahr und fasst es in poetische, aufrührende Bilder. Und wäre nicht sein Name im Titel des Gedichts genannt, könnte jeder Mensch auf der Flucht, in schwerer Krankheit, im Sterben, in den Kriegen und im Terror ihrer und unserer Zeit angesprochen sein.

Ja, denn Hiob ist in seiner Klage, in seinem Schmerz und seiner Einsamkeit exemplarisch. Aus fernen Jahrhunderten, aus unterschiedlichsten Epochen gibt es Vorläufer der biblischen Hiobsdichtung, und jede Zeit

bringt ihre eigenen Hiobserzählungen, Aktualisierungen, Neudichtungen und Interpretationen hervor. Zum geflügelten Wort ist die Hiobsbotschaft geworden, die mit menschlichem Maß nicht fassbare schlechte Nachricht. Sie betrifft den Menschen in seiner ganzen Existenz, sie zieht den Boden unter den Füßen weg, sie lässt die Himmelsrichtungen erzittern. Sie kündigt nichts als Chaos, einen Urzeitsturm, ein Unwetter, eine Qual an. Verlust ohne Sinn, Einsamkeit ohne Rettung, Fragen ohne Antwort.

Hiobs eigene Botschaft, sie besteht aus Bildern großer Dramatik. Hiobs Botschaft ist krass, ungeschönt, unerbittlich. Hiobs eigener Text, seine Botschaft nimmt mich mit in ein Selbstgespräch. Hiob findet Worte und Bilder für Erfahrungen, welche die meisten Menschen verstummen und versteinern lassen. Hiob spricht:

„Der Mensch zerfällt wie Moder,
wie ein mottenzerfressenes Kleid.
Geboren von einer Frau, der Mensch,
kurzlebig und voller Unruhe.
Er geht auf wie eine Blume und verwelkt,
er flieht wie ein Schatten und hat keinen Bestand.“

Vergänglich, in engen Grenzen, sterblich. Signaturen menschlichen Lebens vom ersten Atemzug an, vom ersten Schrei an. Selbst die blühende Blume und das fein gewebte Kleid tragen in sich ein memento mori. Eine Erinnerung an die Vergänglichkeit: Die Blume verwelkt, das Kleid wird von Motten zerfressen.

Am Volkstrauertag, zu Buß- und Betttag und am Totensonntag ist die Endlichkeit uns besonders bewusst. Die engen Grenzen des politischen, des gesellschaftlichen Friedens, die Bedrohung allen Lebens durch Krieg und Terror, durch Armut und Flucht. Es betrifft alle Generationen, die geschundenen Kinder in Kriegsgebieten unserer Tage, die traumatisierten Geflüchteten, die Älteren, die heute noch an den Erinnerungen früherer Kriege schwer tragen an Leib und Seele.

Die engen Grenzen unseres eigenen Körpers, seine Verletzlichkeit, seine Vulnerabilität werden uns bewusst. Wenn wir zu den Gräbern gehen, wenn wir an einem Krankenbett sitzen, wenn wir nach überwundener schwerer Krankheit tastende Schritte in einen neuen Tag ausprobieren. Auch Andreas Gryphius wächst mit den Bildern und Erfahrungen eines langen, des dreißigjährigen Krieges auf. Er zeichnet Bilder der Vergänglichkeit, die er von Hiob kennt:

Hiob verstummt nicht. Er redet. Er wendet sich zu Gott. Er spricht Gott an:

„Wenn des Menschen Tage feststehen,
die Zahl seiner Monde bei dir,
wenn du seine Grenzen gesetzt hast, die er nicht überschreiten kann,
dann blicke weg von ihm, dass er Ruhe findet, dass er sich seines Tages freuen kann wie ein Tagelöhner.“
Hiob fügt sich nicht in sein Schicksal. Er ergibt sich nicht. Niemand kann ihn von seinen Fragen abbringen, niemand kann seine Gewissheit erschüttern:

Es liegt doch nicht an meinem Tun, dass es mir so gut wie damals ging oder so schlecht wie heute geht. Diese Sterblichkeit, mein geschundener Leib, die eiternden Wunden und wuchernden Geschwüre sind nicht Folge meiner Fehler. Sie sind Teil meiner Menschlichkeit. Teil meines Menschseins vor Gott. Den Lügen der Tröster schleudert er seine Fragen entgegen. Und er richtet sie direkt an Gott. Es bleibt nicht beim Selbstgespräch. Hiobs eigene Botschaft ist kein Monolog, sondern ein Dialog. Ein echtes Gespräch, ein Streiten, eine Widerrede.

Hiob erkämpft sich ein Gegenüber für seine Fragen und seine Qualen. Hiob streitet mit Gott. Fragt und klagt und rechtet. Um Hiobs willen werden die alten Bilder von Gottes Allmacht und Gottes Ferne, von seiner

Majestät und seiner Gerechtigkeit zerstört. Tun und Ergehen der Menschen stehen in keinem Wechselverhältnis, keinem Zusammenhang. Gottes Herrschaftsmacht ist nicht unendlich. Seine Gerechtigkeit ist nicht berechenbar. Gott wird seiner Potenz entkleidet. Was bleibt von Gott?

Für Hiob bleibt von Gott - ein Du.

Oder wird Gott hier, erst hier, angesichts von Hiobs Erfahrungen, zum Du?

„Du würdest rufen, und ich gäbe dir Antwort,
nach dem Werk deiner Hände sehntest du dich.
Wenn du dann meine Schritte zähltest,
gäbst du nicht acht auf meine Sünde.
Mein Vergehen wäre im Beutel versiegelt,
und meine Schuld hättest du übertüncht.“ (Hiob 14, 15)

Welch ein Wechsel. Der rufende Hiob sucht den rufenden Gott. Mit seinem ganzen Möglichkeitssinn streckt Hiob seine Seele, seine Sehnsucht zu Gott aus. Hiob erwartet, dass Gott ihn ruft. Dass Gott sich sehnt, dass Gott es hell werden lässt.

Hiobs Worte erinnern mich an Szenen, die ich als Seelsorgerin in der Klinik, an Krankenbetten und mit Sterbenden erlebt habe. Da beginnen Menschen, mitten in Vergänglichkeit und Schmerz, mitten in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit still zu werden. Wenn ich mich auf Ihren leisen Atem, ihren fragenden Blick, das Heben und Senken des Brustkorbs einstimme, beginnt manchmal die Melodie eines Liedes in mir zu klingen.

Schweige und höre. Neige deines Herzens Ohr. Suche den Frieden.

An wen richtet sich diese Bitte? Natürlich an mich selbst, als Seelsorgerin, als Mensch, als Person. Ebenso an mein Gegenüber. Dann ist es die Hoffnung, miteinander ins Hören, ins Lauschen zu kommen. Das Schweigen geht dem Hören voraus. Es kann ein Hören mit allen Sinnen sein. Mit meinen Augen, meinem Geruchssinn, meinem Tastsinn.

Dann kann es passieren, dass wir gemeinsam das Geheimnis des Lebens hören und sehen, riechen und schmecken, empfinden. Dass unsere Sehnsucht Resonanz findet. In diesem Standhalten, Schweigen und hören kann es geschehen, dass Gottes Sehnsucht nach uns, nach dem Werk seiner Hände, nach der Gestalt seiner Schöpfung spürbar wird. Hiob fleht mit seiner ganzen Existenz um Gottes Sehnsucht. Und Hiob hofft, dass Gott antwortet. Dass Gott standhält. Gott wird berührbar, Gott wird verletzlich, Gott sehnt sich nach seiner Kreatur.

Hiobs Botschaft, Hiobs eigene Botschaft ist das Hoffen auf eine Erfahrung. Hiobs Erfahrung ist, dass er in der Mitte seiner Verlassenheit von Gottes Sehnsucht gefunden werden könnte. Dass er sich Gottes Sehnsucht wünschen kann.

Da braucht es neue Namen. Lieber Gott, so kann Hiob nicht sprechen oder rufen. Alle Namen werden zum Du. Du - ersehnter Gott. Du - hoffentlich hörender Gott. Du - zärtliche Geistkraft. Du - Weisheit. Du - Geheimnis des Lebens. In diesen Namen bekommt die Sehnsucht Raum. Frieden kann einkehren – und eine verrückte, dankbare, unbändige Lust auf dieses schwere schöne Leben in diesem Augenblick. Hilde Domin fasst diese Sehnsucht in Worte:

Bitte

Wir werden eingetaucht
und mit den Wassern der Sintflut gewaschen

Wir werden durchnässt
bis auf die Herzhaut

Der Wunsch nach der Landschaft
diesseits der Tränengrenze
taugt nicht
der Wunsch den Blütenfrühling zu halten
der Wunsch verschont zu bleiben
taugt nicht

Es taugt die Bitte
dass bei Sonnenaufgang die Taube
den Zweig vom Ölbaum bringe
dass die Frucht so bunt wie die Blume sei
dass noch die Blätter der Rose am Boden
eine leuchtende Krone bilden

und dass wir aus der Flut
dass wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen
immer versehrter und immer heiler
stets von neuem
zu uns selbst
entlassen werden.¹

Amen.

¹ Hilde Domin, Bitte. Aus: Dies., Gesammelte Gedichte. Frankfurt am Main 1987